

Im neuen eleganten Schnitt
zu einem angenehmen Trage die Qualität
wird 24/7,
1874.

Wo bleibt das Glück?

Je länger unser Leben währt, je mehr Kummer, Leid und Mühen, Enttäuschungen und Erfahrungen es uns schon gebracht, desto berechtigter erscheint uns die Frage an das Schicksal. Wo bleibt nun das Glück? Die Antwort darauf ist nicht leicht zu ertönen und sie bedingt zuerst noch einige Gegenfragen. Wer hat uns denn Lohn und Glück überhaupt jemals zu verprechen vermocht? Wenn wir den Verstand klug, das jedes Menschens Klugheit als ein Glück hat? Niemand anderer war der Irreführende Versucher als wir selbst, unsere eigene Sehnsucht nach Genuß, Freude und Erfolg hat das Verlangen nach harmonischer Uebereinstimmung unserer Gefühle mit der Außenwelt hervorgerufen, was wir gewöhnlich Glück zu nennen pflegen.

Warum, wenn das irdische Glück hienieden so über allen Zweifel sicher zu erwarten ist, warum mußte man uns gleich den Kindern eine Belohnung, eine Verköstigung in Gestalt ewiger Glückseligkeit für ein besseres Jenenseits versprechen? Wäre es nicht viel weiser, klüger und rücksichtlicher, anstatt immer nur schmerzhaft und ungeduldig einem zukünftigen, möglichen Glück entgegenzusehen und zu lauern, wir würden versuchen, das Glück in aller nächster Nähe, in jedem gegebenen Augenblick zu erfassen und darin bei unseren Kindern in die Jahre gehen. „Ach die frohe, glückliche, selige Kindheit!“ rufen wir alle der entschwundenen Herrlichkeit nach! Und wenn wir sie zurückzudenken könnten, würden wir dann glücklicher sein? Wir wollen es einmal auf den Versuch ankommen lassen!

Was die Kinder und die Jugend überhaupt so glücklich macht, das ist ihr überaus reichhaltiges Leben im Moment, sie denken weder an noch sorgen sie für die Zukunft, was ihnen heute heutzutage, das macht sie heilig. Sie hüpfen, singen, lachen und sollen so unvernünftig und doch so unaufrichtig beglückt und wohlgefühlt, freuen sich über die lachende Sonne, das glänzende Steindach, die frischen Blumen, die süßen Früchte, das schimmernde Wasser, das klingende Vogelgezwir, ein lärmendes Spielzeug, ein buntes Bandchen, einen rollenden Ball über Alles und Nichts. Wenn das kleine Wesen vom Schlaf aufwacht und die bekannten Züge der lieben Mutter erblickt, dann lächelt es sich glückselig an und streckt ihm die Arme nach jenseit entgegen. Wo finden wir alten Kinder aber das im Leben, was uns die liebe Nähe der erziehenden Mutter, die leuchtenden, glänzenden, frischen, süßen, schimmernden, klingenden, lärmenden, bunten, rollenden Spielzeuge der Kinder erregen und ein wahrhaft frohes, glückliches Leben auf unsere ermüdeten Züge zaubern könnte?

Auch uns leuchtet dieselbe Kinder-Emme noch freundlich auf unserem Vord, aber das ist ein gar zu alltagliches Vergnügen geworden, wir empfinden es kaum als solches, und merken erst, wie heiß sie wohl früher geschienen haben muß, wenn sie unseren Wänden bereits entschunden, es trüblich regnet, stürmt oder schneit. So genießen wir auch die freundliche Nähe unserer Eltern nicht, wir fühlen sie kaum zu Füßen und zu Würdigen, so lange sie uns täglich umgeben, wenn aber Stürme ihr Lebenslicht verdundelt oder gar auslöscht, dann merken wir erst, wie heiß es damals wohl um uns her ausgehoben haben mag, und wenn das Glück entschunden, dann strecken wir die Hände schmerzhaft darnach.

Auch an manchen glänzenden Steinchen fehlt es nicht auf unserem Wege; aber zum Glück gehen wir achlos an ihnen vorüber, und erst wenn der Nachbar sich zufällig bückt und ein schönes, wertvolles Gemälde gefunden, dann legen auch wir aus, aber wir haben eben kein Glück und können kaum einen ähnlichen mehr erblicken.

Und was nun die Blumen angeht, so können auch wir uns der frischen, lachenden Kinder Floras ungetrübter erfreuen, aber dazu sind wir zu philosphisch und desinteressiert angehängt und fehlt der freudige, gläubige Kindersinn. Wenn die Blume noch so strahlend blüht und duftet, wir bliden sie doch wehmützig an und denken stöhnend, wie bald sie verblüht und entblättert zu einem traurigen Schattenbild einstrahlt. So hört das Glück auch auf, ein reines, begehrendes zu sein, nur der Gedanke an seine Vergänglichkeit den schönsten Moment des Genußes schon vorher angekränelt, verzahnt und verdundelt hat.

Je näher die Früchte sein mögen, die uns zufällig einmal in den Schoß fallen, desto mehr empfinden wir den Nutzen der Reibung gegen Jene, deren Tadel damit täglich im Ueberflusse besteht ist, und der vielleicht glückliche Genuß gerührt vor dem verbitternen Nebenbedanken.

Und wo bleibt das Glück beim Anblick des schimmernden Wassers? Wie gerne möchten wir ihm unser Lebensschicksal anvertrauen, aber wir glauben der tüchtig spiegelnden Oberfläche nicht, wir ahnen, welche verbererenden Stürme, hohe Klippen und gefährbringende Sandbänke hinter der scheinbaren Glätte verborgen sein dürften, und so bliden wir abermals schmerzhaft hinüber nach unerreichbarem, fernem Glück!

Selbst dem singenden unschuldigen Vogelchen können wir nicht vorurtheilhaft freilassen. Je näher der Vorkrug, desto bitterer ist die Enttäuschung, desto schmerzlicher, tiefer der Boden seines Heimathaltes. Also auch dort ist das Glück nicht zu erlangen!

Und erst die verschiedenen lärmenden Spielzeuge, bunten Bandchen und allehande Bälle, sind schon oder nicht im

Stande, uns ein dauerndes Glück zu gewähren! Haben wir das Eine erreicht, so erhebt sich das Andere begehrenstlicher, und werfen wir Dieses überdientigt fort, so rollt der Glücksball, dem wir eben nachspringen wollten, dem anderen wieder in's Fangnetz.

Wohl strecken auch wir in sehndem Verlangen die Hände nach unserer erziehenden Mutter aus, aber reicht sie uns süße Milch, so lehnen wir nach pridelndem feurigem Schaumwein, und könnten wir in dessen Strömen selbst das Glücksbedürfnis momentan betäuben, so würde der nächste Morgen uns unglücklicher als je erwecken und wir stöhnend ausrufen: „Wo bleibt das Glück?“

Ja, wir sehen, also auch uns könnte das Glück gerade dort erblihen, wo es die unschuldigen Kinder anlacht, hier und da, überall in greifbarer Nähe! Nur vermaga es uns nichts zu nügen, denn uns fehlt der ungetrübte Blick des Kindes, sein ahnungslos, begehrend, genügsamer und anpruchsloser Sinn. So lange wir fortwähren zu misgönnen, mißtrauen, zu zweifeln, mißgönnen, ahnen, ermögen, hilflos schwanken, uns nur nach dem Unerreichbaren sehnen, werden wir inzwischen alt und verblüht, und haben vergebens auf das Glück gehofft und gemartet. Während wir meinen, ihm nachzujagen, haben wir es verjagt, während es noch in unserer Hand lag, haben wir es von der Hand gemiesen, wir haben es vielleicht mit Füßen getreten, während wir ihm nachträglich zuriefen: „Wo bleibt das Glück?“ — Fast stets ist es da zu finden, wo wir es am seltensten suchen — in uns selbst!

Kleidermode.

Die Kleidermacherin ist zu einer Kunst geworden, wie man sich dies noch vor manchen Jahren nicht hätte träumen lassen. Wenn ich noch daran denke, wie vor dreißig Jahren John Varro Gallico ein Kleid gab, das aus einem glatten Rod von vier bis fünf Bahnen, einer glatten oder Bouffantaille, an ein Bündchen gefügt, bestand! — Wer trägt heutzutage noch Roden? Nachdem wir die Reißzwecke, die Tournüre, die drapirten Kleider hinter uns haben, so tritt uns jetzt in den glatten ungeschmückten Gewändern eine solche raffinierte Kunst entgegen, daß die Schneiderin ihre ganze Kraft anwenden muß, um mit der Konkurrenz fortzuschreiten zu können. Die moderne Kleidung ist eine so komplizierte, daß man schon sehr geschickte sein muß, um ein solches Kleid herzustellen. Ich hatte unlängst Gelegenheit zu sehen, wie die jetzigen Schneiderinnen zu Werk gehen um ein „Per-foot Fit“ zu erzielen, und dies will ich meinen freundschaftlichen Leserinnen, so weit mir dies möglich ist, klar machen.

Also, zuerst nimmt die Modistin ein ganz dünnes Futter, wie Glanzperlat, und paßt dieses Futter genau der Figur an und zwar so, daß die Nähte nach Außen kommen, so daß man etwaige Veränderungen ablesen kann. Ist das, was sie will, abgeleitet, die Länge der Taille, der Halsauschnitt, die Armlöcher richtig und bequem ausgeführt, so geht es an den Aermel, dessen Futter eben so genau paßen muß, wie die Taille; ebenso der Rock. Hat man dies Alles gut gewagt, so schneidet man von dem Futter alles Ueberflüssige ab und trennt die ganze Geßichte auseinander, legt einen Theil auf den anderen und schneidet Alles egal. Auf diese Weise erhält man ein Futter, das man für alle anderen Kleider benützen kann, dann schneidet man aus dem Futter, das man benützen will, alle Theile ab, befestigt den Oberstoff darauf, heftet Alles wieder zusammen und probirt es ab, wobei man noch mancherlei Abänderungen wieder abheft. Nun werden die Theile festgenäht, die Nähte auseinander gefügt, mit Band eingeseigt oder mit bunter Seide, nachdem die Nähte egal abgeleitet und an Taillenabschlüssen Einschnitte gemacht sind, überhungen, abermals tüchtig gebügelt, was am Besten an der Kante des Büsenedettes, worauf man die Perrenbenden bügelt, geschieht. Dann wird das Frischblein eingenaht, die Güten und Leinen angenäht, die Aermel eingeseigt, die Taille befestigt, dem Halsauschnitt der beliebige Kragen aufgesetzt und dann das Kleid verziert.

In großen Geschäften hat man für jeden Theil des Kleides eine Specialistin — eine Zuschneiderin, eine Wäscherin, eine Aermelverfertigerin, ein Mädchen bloß zum Aufheften, ein Verziererin u. s. w., neben der Hauptkleidermacherin und dem Damenschneider. — Einen Damenschneider sollte es eigentlich gar nicht geben, denn erstens, sind sie nur für Mäntel und „Tailor made“ Kleider zu gebrauchen und benutzen doch Mädchen zu den leichteren Arbeiten; zweitens, sollten Frauen schon um ihr Geschick zu schätzen, bei Frauen arbeiten lassen; und drittens, kann kein Mann in künstlerischer Verzierungen, in raffiniertem Geschick, in Verständnis für die Trägerin mit einer Frau concurrenzen.

Die tonangebenden Geschäfte hier hatten dieses Jahr keine Eröffnung (Opening). Ich habe mir eine Zeit lang den Kopf zerbrochen, was wohl die Ursache sei, bis ich von einer mir bekannten Vortheilerin eines solchen Geschäftes auf meine Frage die Antwort erhielt, daß so viele Kleidermacherinnen die ausgestellten Kostüme kopirten und die Damen, die einen hohen Preis für importirte oder auf Bestellung gemachte Kostüme bezahlten, es nicht lieben, wenn sie daselbe Kleid auf der Straße sehen oder doch mindestens eine gute Kopie.

„Warum importiren Sie überhaupt der von Europa?“ rief ich die Dame. „Weil manche Damen absolut nichts anderes tragen als was von der anderen Seite der großen Pyrae kommt,“ antwortete sie.

„Aber,“ sagte ich, „die eigenen Schöpfungen der hiesigen Geschäfte sind doch viel besser, wie die importirten Kleider.“ Die Amerikanerin hat

soch so viel Geschick, sie ist doch die best gekleidete Frau der Welt, muß sie erst in das alte Land zurückzukehren? Ideen? Ist die Amerikanerin so überarm?“

„Es scheint so,“ sagte die Vortheilerin zu mir, „denn alljährlich geht ein von uns nach Paris, um neue Ideen zu bekommen.“

„Paris?“ rief ich, „wissen Sie nicht, daß die Mode in Deutschland erfunden wird?“

„Dies mag sein,“ sagte sie, „aber Paris gibt den Namen dafür her.“

„Ja,“ sagte ich, „Paris gibt den Namen dafür her, aber Deutschland vertritt die Arbeit.“

Dies geschieht sogar amerikanische Zeitungen zu. In Deutschland, sagte unlängst eine amerikanische Zeitung, wird die Mode erfunden, in Paris fortgerichtet und in Amerika modifizirt. Die Importationen, die ich in New York in den verschiedenen Ausstellungen gesehen, streiten sehr an Karrikaturen; dabei sind die Geschäftsleute im alten Lande nicht reell, denn ich sah dieselben Costüme in drei verschiedenen Häusern in New York. Da sagt der europäische Geschäftsmann, er verkaufe nur ihnen und verkauft dasselbe Costüm jedem Anderen ebenfalls; natürlich schadet er nur sich selber, denn einmal angekündigt, geht es gewöhnlich.

Ich habe immer die Großherzigkeit der Amerikaner bewundert und mich gefreut, daß die kleinliche Mißgunst und der Neid ihr so ganz fehlt und jetzt während sie auch an und spricht von Eigennutz.

Ist dies nicht lösslich? Lieberens ist dies ein großes Kompliment für die hiesige Kleiderfabrikation und auch für Amateurs, daß sie so gut kopiren können, daß die tonangebenden Kleidermacherinnen ihre Produktionen nicht mehr ausstellen. A propos, unter den Amateurs giebt es auch ganz anständige Kräfte, die Alles imitiren können, was sie einmal gesehen, und diese Amateurs sind in allen Kreisen zu finden.

So sollen die Königin von Portugal und Mrs. Cleveland ihre eigenen Hute machen, ebenso die Princess of Wales, „Ma“, sagte ein Herr meiner Bekanntschaft, „von der Princess of Wales glaube ich es, denn ihr Herr Gemahl braucht so viel Geld für sich selber, daß seine arme Frau sparen muß.“

Diese Theorie wirft aber kein schönes Licht auf Sie“, antwortete ich ihm, „denn wie mir bekannt ist, macht Ihre Frau auch beinahe Alles selbst!“

New Yorks Spitzbubengalerie.

Um die öffentliche Sicherheit des Landes wäre es wahrlich recht übel bestellt, wenn New York nicht seine Spitzbubengalerie hätte. Es steht nun einmal fest, daß jeder Verbrecher von Ruf und Geholge, mag er nun in irgend einem Theile des Landes leben, sein Heil schließlich in der Metropole am Hudson verliert. Hier findet er stets Genossen, welche ihm in seinen leichtsinnigen Taten mit gutem Rath beihilflich sind; hier findet er die meiste und gewinnbringende Gelegenheit zum Verbrechen, und hier endlich kann er auch die Früchte seiner verbrecherischen Thätigkeit am besten und auf vortheilhafteste Art an den Mann bringen. Es scheint, als ob die Behauptung, daß New York ein Eldorado der Verbrecherwelt bilde, ein sehr scharfes Compliment für die doch allseitig gerühmte Criminalpolizei der Weltstadt sei. Dem ist aber keineswegs so. Der Polizei ist es selbstverständlich nicht erlaubt, einen Verbrecher, so lange ihm nichts bewiesen ist, zu verhaften oder ihn auszuweisen.

Wenigstens letztere Erziehungsjahre der deutschen Polizei hat auf amerikanischem Boden noch nicht Wurzel gefaßt. Genöthigt kann die Polizei Zusammenkünfte von Verbrechern oder das Schmieden von Comploten zur gemeinschaftlichen Ausführung von Verbrechen, Bandenverbrechen verhiiten. Aber einen großen Nutzen hat das Verhinderung der Verbrechererziehung, auf alle mögliche Weise einer Aufnahme zu entziehen; sie schneiden die furchterlichen Criminalen, sie bewegen den Kopf hin und her, bis sie endlich ein energischer Griff des Wärters zwingt, wenigstens still zu halten. Sie zu zwingen, das Geschicksschneiden zu unterlassen, steht allerdings nicht in der Macht des Beamten; es ist aber auch gar nicht so wesentlich, wie der Gefangene vielleicht zu glauben scheint, seine Geschickssäge im Zustande der vollkommenen Ruhe zu führen. Denn diejenigen Züge, auf welche es zum Zwecke der späteren Feststellung seiner Persönlichkeit am meisten ankommt, kann er nicht willkürlich verändern. Und unwillkürlich, wenn der Verbrecher glaubt, er habe eine so gelungene Criminalgeschichte geschrieben, daß seine eigene Mutter ihn auf dem schmerzlichen verzerzten Bilde immer erkennen würde, erhält sein Gesicht gerade den Ausdruck der schimmernen Verunsicherung, an welchem ihm der Zeuge, der ihn in solchen Momenten beobachtet, mit größter Leichtigkeit wiedererkennt.

Die geschworenen Feinde der menschlichen Gesellschaft bilden die immerwährende Gefahr derselben. Vor ihnen vor allen Dingen muß die Sicherheitspolizei den ruhigen Bürger schützen. Neben ihnen sinkt der Verbrecher durch Gelegenheit, oder aus Noth, zu einer völlig unbedeutenden Größe herab, die man in der Criminalstatistik ohne Bedeutung herab zu machen, ganz gut übergehen darf. Aus dem gewerkschaftlichen Verbrechertum ergabst sich das Meer der Feinde der Gesellschaft immer wieder von Neuem; sie bilden die Hochschulen des Lasters. Mit ihnen arbeiten Wagabundentum und Prostitution in Verbindung mit den beständigen Ergänzungen des Verbrechertums. Das Meer wächst. Mit zunehmendem Wohlstand, mit dem Grobwerden der Klust zwischen den arbeitenden Klassen und den Bestrebungen mehr sich die schlechten Leidenschaften und bösen Begierden, Ueber die Neulich von einem englischen Pflanzthronen aufgestellte Behauptung, daß in London eine erste wichtige Abnahme der Verbrechen ersichtlich sei, kann ein so praktischer Mann, wie Criminal-Anspracher Bones in New York, nur mitläufig lächeln. Das Verbrechen abnehmen in dem alten Sündenstüb, der uns die gefährlichsten und gewiegtesten Verbrecher alljährlich in stets steigender Zahl herüberbringen? Das mag man einem Anderen weismachen als dem Chef der New Yorker Criminalpolizei.

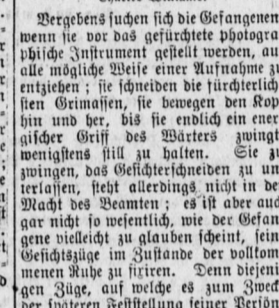
Ein Sittenbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Der zu Hofe geladenen Kaiserlichen Offizieren mußte 1624 eine Belehrung mitgetheilt werden, wie sie sich bei Tisch zu benehmen hätten. Diese betrafte u. A.: Man soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch spannen, nicht mit dem Finger in Sem, Sals und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brotkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugewipst hat. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeissen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Ringe legen, man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat, nicht schmecken und riechnen, sich nicht in das Tischgespräch mischen, nicht über den Tisch legen, nicht trunken hien und sich nicht auf die Ellenbogen stützen. Man soll beim Essen gegen seinen „Gemassen“ billig sein und ihm nicht seinen Antheil wegessen, endlich die Zähne nicht mit dem Messer hindern.

Scharf beobachtet. „Du, schau“, das sind Newermächte!“ — „Woran erkennst Du denn das?“ — „Weil er ihr immer auf's Kleid tritt!“ — „Das kann doch später auch noch passieren!“ — „O nein, da gibt er schon Obacht, wenn er einmal weiß, was die Kleider kosten!“

Notidiring. Ein wenig bester Sängerbittel seinen Direktor um Gage-Erhöhung. Was — erhöhte Gage wollen Sie?“ fährt der Direktor auf — „Sie werden ja immer ausgelacht!“ — „Eben darum“, erwidert der Sänger, „glauben Sie etwas, es ist angethan, ich immer ausgelachen lassen zu müssen!“

schlechten Registerstems gerade dann, wenn man sie am meisten gebraucht, zu finden sind, so würde wohl mancher ergrante Sünder mit einem schmerzlichen Inskuldsreord trotz seiner unzahligen Vorbestrafungen herumlaufen — wenn eben die Polizei nicht wäre.

Ihre Verbrechergalerie giebt nicht nur ein getreues Konterfei des Verbrechers, sondern giebt auch auf der Rückseite des Bildes eine kurze aber erschöpfende Charakteristik seiner bisherigen Laufbahn auf dem abschüssigen Wege des Verbrechens und eine genaue Angabe seiner Vorbestrafungen.



Charles Williams. Vergebens suchen sich die Gefangenen, wenn sie vor das gefürchtete photographische Instrument gestellt werden, auf alle mögliche Weise einer Aufnahme zu entziehen; sie schneiden die furchterlichen Criminalen, sie bewegen den Kopf hin und her, bis sie endlich ein energischer Griff des Wärters zwingt, wenigstens still zu halten. Sie zu zwingen, das Geschicksschneiden zu unterlassen, steht allerdings nicht in der Macht des Beamten; es ist aber auch gar nicht so wesentlich, wie der Gefangene vielleicht zu glauben scheint, seine Geschickssäge im Zustande der vollkommenen Ruhe zu führen. Denn diejenigen Züge, auf welche es zum Zwecke der späteren Feststellung seiner Persönlichkeit am meisten ankommt, kann er nicht willkürlich verändern. Und unwillkürlich, wenn der Verbrecher glaubt, er habe eine so gelungene Criminalgeschichte geschrieben, daß seine eigene Mutter ihn auf dem schmerzlichen verzerzten Bilde immer erkennen würde, erhält sein Gesicht gerade den Ausdruck der schimmernen Verunsicherung, an welchem ihm der Zeuge, der ihn in solchen Momenten beobachtet, mit größter Leichtigkeit wiedererkennt.



John Sheppard. Diese geschworenen Feinde der menschlichen Gesellschaft bilden die immerwährende Gefahr derselben. Vor ihnen vor allen Dingen muß die Sicherheitspolizei den ruhigen Bürger schützen. Neben ihnen sinkt der Verbrecher durch Gelegenheit, oder aus Noth, zu einer völlig unbedeutenden Größe herab, die man in der Criminalstatistik ohne Bedeutung herab zu machen, ganz gut übergehen darf. Aus dem gewerkschaftlichen Verbrechertum ergabst sich das Meer der Feinde der Gesellschaft immer wieder von Neuem; sie bilden die Hochschulen des Lasters. Mit ihnen arbeiten Wagabundentum und Prostitution in Verbindung mit den beständigen Ergänzungen des Verbrechertums. Das Meer wächst. Mit zunehmendem Wohlstand, mit dem Grobwerden der Klust zwischen den arbeitenden Klassen und den Bestrebungen mehr sich die schlechten Leidenschaften und bösen Begierden, Ueber die Neulich von einem englischen Pflanzthronen aufgestellte Behauptung, daß in London eine erste wichtige Abnahme der Verbrechen ersichtlich sei, kann ein so praktischer Mann, wie Criminal-Anspracher Bones in New York, nur mitläufig lächeln. Das Verbrechen abnehmen in dem alten Sündenstüb, der uns die gefährlichsten und gewiegtesten Verbrecher alljährlich in stets steigender Zahl herüberbringen? Das mag man einem Anderen weismachen als dem Chef der New Yorker Criminalpolizei.



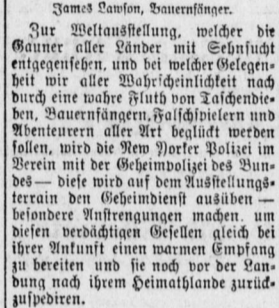
Maggie Morton. Zu demselben „Geschäft“ schwört auch Maggie Morton, welche durch ihre Lebensunaufrichtigkeit und gemüthlichen Manieren der Polizei als eine der gefährlichsten Schmetterinnen wohl bekannt ist.



Thomas O'Brien. Doch welches Mittel hat die New Yorker Polizei an der Hand, um die Verbrecher, die ihr sozusagen ganz von selbst in die Hände laufen, bei späteren Gelegenheiten wieder zu erkennen? Jeder weiß es: Das Institut der Spitzbubengalerie ist die wichtigste, als in irgend einem anderen Lande. Bei uns unteren Gerichten besteht ein sehr wenig ausgebildetes System der Verbrechenskontrolle. Man geht eben von dem Grundgedanken aus, daß es nicht Sache des Richters ist, dem Verbrecher nachzuweisen, daß er ein schon mehrfach bestrafftes Subjekt sei, sondern Sache des öffentlichen Anklägers. Da aber bei uns die Akten über einen Verbrecher sehr ungenügend geführt werden und wegen des

ein gelernter und außerordentlich geschickter Kunsthändler, der mit Leichtigkeit in jeder Maschinenfabrik reichlich besetzte Stellen finden konnte. Der unbewingliche Gang zum Verbrechen hält ihn aber auf der Bahn des Laifers fest.

Der ehrwürdige Greis, der sich mit aller Gewalt gegen die Prozedur, welche seine Züge dem Verbrecheralbum für immer einverleiben soll, kraut, Burch McGarbh, ist ein außerordentlich verachteter Dieb und Betrüger, welcher der Polizei trotz der größten Anstrengungen immer wieder durch die Lappen zu entweichen wußte.



James Lawton, Bandenführer. Zur Weltausstellung, welcher die Gauner aller Länder mit Sehnsucht entgegenzusehen, und bei welcher Gelegenheit wir aller Wahrheitsliebe durch eine wahre Fluth von Falschheiten und Abenteuer aller Art beglückt werden sollen, wird die New Yorker Polizei im Verein mit der Geheimpolizei des Bundes diese wird auf dem Ausstellungsterrain den Geheimbienst ausüben — besondere Anstrengungen machen, um diesen verdächtigen Gesellen gleich bei ihrer Ankunft einen warmen Empfang zu bereiten und sie noch vor der Landung nach ihrem Heimatlande zurückzuführen.



Auch ein Compliment. So kommen in demselben geistigen Raum häufig achtzig oder neunzig Gäste zusammen, Fregate, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kommt der Eine sich das Hauptbad, dort wischt sich ein Anderer den Schweiß ab, wieder ein Anderer reinigt sich seine Schuhe oder Reiterhiesel. Jenem steigt der Knoblauch auf, Wenn es schon spät am Abend ist, und seine Antommlinge mehr zu hoffen und, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschornem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewände herein, läßt seinen Blick über die Menge nach der Zahl der Anwesenden umhergehen und den Dien desto stärker beissen, je mehr er gegenwärtig sieht. Dann geht er ab, kommt aber bald wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, groß wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gaste. Bald kommen mit großem Geränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Worschtüchchen mit Fleischbrühe oder, ist es ein Fast- oder Frischtag, mit Brüde von Gemüsen überzogen.



Frau eines Emporkömmlings, der in der Oper eingeduldet, zu ihrer Tochter; „Lohn Vater schlafen, was schadet's, wenn er für 2 Mark 50 Pfennig verläßt!“

Alter Anfang ist schwer. Bemooses Haupt: „Du, heut' hab ich endlich mal im corpus juris gearbeitet!“ So, und wie weit bist Du denn gekommen?“ Bemooses Haupt: „Bis zur zwölften Seit' beim — Ausschneiden!“

Deutsche Gasthäuser in alter Zeit.

Ueber die deutschen Gasthäuser im sechzehnten Jahrhundert trägt der neu-entdeckte 7. Band der „Bibliothek des Humors“ mancherlei Unterhaltendes zusammen. Eine der zuverlässigsten und zugleich launigsten Schilderungen stammt aus der Feder des großen Gelehrten Erasmus von Rotterdam, der sich über das deutsche Wirthshaus seiner Zeit so äußert: Bei der Ankunft grüßt Niemand, damit es nicht igeine, als ob sie viel nach Gästen fragten; denn sie halten es für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Entes unwürdig. Nachdem du lange geschrien hast, steht endlich Einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus, gleich einer aus ihrem Hauie hervorwühlenden Schildkröte. Diesen Herausragenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so erhebst du daraus, daß du Platz haben kannst.

Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt dir ein Knecht den Stall. Wenn du etwas tadest oder irgend eine Ausstellung hast, so hörst du gleich die Rede: „Ist dir es nicht recht, so such dir ein anderes Gasthaus.“ Du wirst in den Ställen ungen und sporiarm gereicht und fast ebenso theuer wie der Heger selbst verkauft. Ist das Pferd aber ein gutes, so grüßt dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäc und Schmutz. In dieser allen Gästen gemeinsamen Stube zieht du die Stiefel aus, ziehst bequeme Schuhe an und kannst auch das Pferd wecheln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängt du am Ofen auf und stellst dich, um dich zu trocken, selbst an ihn. Kommt du um vier Uhr Nachmittags an, so wirst du doch nicht vor neun Uhr speisen, nicht eiten erst um zehn Uhr, denn es wird nicht ohne aufgetragen, als bis dich Alle eingeladen haben, damit auch Allen dieselbe Bedienung zu Theil werde.

So kommen in demselben geistigen Raum häufig achtzig oder neunzig Gäste zusammen, Fregate, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kommt der Eine sich das Hauptbad, dort wischt sich ein Anderer den Schweiß ab, wieder ein Anderer reinigt sich seine Schuhe oder Reiterhiesel. Jenem steigt der Knoblauch auf, Wenn es schon spät am Abend ist, und seine Antommlinge mehr zu hoffen und, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschornem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewände herein, läßt seinen Blick über die Menge nach der Zahl der Anwesenden umhergehen und den Dien desto stärker beissen, je mehr er gegenwärtig sieht. Dann geht er ab, kommt aber bald wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, groß wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gaste. Bald kommen mit großem Geränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Worschtüchchen mit Fleischbrühe oder, ist es ein Fast- oder Frischtag, mit Brüde von Gemüsen überzogen.

Dann folgt eine andere Bräse, hierauf etwas von aufgewarmten Fischarten oder Bollenfleisch oder Fisch. Wieder eine Musart, hierauf festere Speise bis dem wohlgeschmeckten Magen gebräutes Fleisch oder Fische von nicht zu verachtendem Geschmack vorgelegt werden. Aber hier sind sie spariam und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben, und diese glaube ich, wird nach der Wasseruhr gemessen. Es ist ungläublich, welches Lärmen und Schreien sich erhebt, wenn die Kopie vom Trinken warm werden; Keiner versteht den Andern. Ist endlich der Raie abgetragen, der ihnen nur schmachhaft erquickt, wenn er flinkt oder von Wärmern mimmelt, so tritt jeder Bärgtie auf mit der Speisefelle in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreuze oder Halbkreuze gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und feinen Gedächts wie Baron. Die das Gedächtnis legen, lernen, und zwar einer nach dem Andern, ihr Geld darunter, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich diejenigen, die gegahlt haben, und rechnet im Stillen nach, fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Wünscht ein von der Reue ermüdet gleich nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die Uebrigen sich niederlegen.

König Ludwig XV. von Frankreich fühlte sich einst sehr unwohl, weigerte sich aber, die von seinem Leibarzt verordnete Medizin zu nehmen. „Mache's“, rief dieser ärgerlich, „ich mache's es!“ Starr vor Erpfaunen sah der König ihn an. „Was unternehmen Sie sich“, rief er, „wie können Sie es wagen, mir befehlen zu wollen?“ — „Ich befehle“, sagte der Leibarzt ruhig, „damit Ihre Majestät uns noch länger befehlen mögen.“ Und ohne noch ein Wort zu sagen, nahm der König die Arznei.

Kindliche Logik. Goubernannte: Sieh, mein Kind, die Antipoden sind unsere Gegenfüßer, denn die geben jedesmal erst schlafen, wenn wir schon aufstehen!“ — Die Kleine Emma: „Nicht wahr, Fräulein, da ist denn mein Bruder Fritz, der Student, auch ein Gegenfüßer?“

Renomnee. „Ja, meine Gnadige, unser Geschlecht ist uralte, vorurindlich!“ — „Das ist doch wohl ein wenig übertrieben!“ — „Ich habe niemals gehört, daß auch ein Herr von Draconenjung Lustlust in der Arche Noah gefunden hätte!“ — „Rathlich nicht, meine Gnadige! Ein von Draconen hatte eben sein eigenes Boot!“